

Das kleine Pech

Die wahren Abenteuer finden im Kopf statt.

Manche Begebenheiten sind so skurril, das sie sowieso niemand glaubt, und das entsteht folgendermaßen: Angenommen, man ist ein Mensch, dessen Rhetorik sich häufig auf dem Gebiet der spontan ersonnenen Phantasien erstreckt, dann nennen dies viele Leute Unsinn. Dass sie meinen, damit Recht zu haben, messen sie einzig und allein an der Anzahl derer, welche ebenso denken und auch nur deshalb, weil sie in der Mehrheit sind. Eigentlich ist aber Unsinn per Definition lediglich eine Wortschöpfung wie Unkraut, Ungeheuer oder Unrat. Demnach hätte man also nach einer gründlichen Entsorgung seines Unrates nur noch Rat in der Wohnung? Oder was ist bitteschön im Gegensatz zum Ungeheuer das Geheuer? Wenn ich die Sache umkehre, ist also mein Stuhl ein Untisch, der Mensch ein Untier oder das Tier ein Unmensch?

Aber zurück zum Unsinn: In potentia steckt beides in uns, das Rationale sowie der sogenannte Unsinn. Nennen wir es einfach Phantasie. Beides ist wie verschiedenes Saatgut, dass auf je einer Hälfte auf dem Acker unseres Kopfes verteilt ist, es kommt eben nur darauf an, auf welche Hälfte mehr Regen fällt, damit die Saat aufgeht. In meinem Fall scheint es, als wäre über die eine Hälfte täglich ein Sprengwagen gefahren.

Wenn ich nun meine Geschichte erzähle, mögen diejenigen, bei denen es vorwiegend auf der anderen Seite des Ackers geregnet hat, sich einfach zurücklehnen, schmunzeln und den Garten von der anderen Seite her bewundern.

Ich wohnte kurz nach der Wende in einer dieser typischen Leipziger Altbauten mit riesigen Zimmern, Ofenheizung und undichten Doppelfenstern. Im Winter wucherten Eisblumen wilde Märchen an die Fenster, manchmal sogar von innen. Besonders nachts, im Licht der Straßenlaternen sah das malerisch aus. Im Treppenhaus waberte ein Geruch von kaltem Kohlerauch der alten Berliner Öfen in den Wohnungen (die sind heute ein Vermögen wert) und mischte sich mit dem Aroma halbgefrorener Wäsche und halbaufgetauter Hundekacke. Es waren die alten Holztreppe, die alles aufsogen und gleichzeitig wieder abatmeten.

Wenn ich spät nach Hause kam, feuerte ich als erstes meinen Berliner Ofen an, verkroch mich mit vor Kälte klammen Fingern unter die Decke auf meiner Matratze und las, bis dieser durchgebrannt war. Manchmal rußte er nur und brannte nicht, dann musste ich mein Glück aufs Neue probieren und es blieb länger kalt.

Neben meinem Lager auf dem Fußboden hatte ich meistens eine Flasche Rotwein und ein kleines, uraltes Elektrogebläse (ich hatte es von meinen Großeltern bekommen, ich glaube, es war schon während des Krieges kaputt) dauerhaft positioniert. Mir ist bis heute ein Rätsel, wieso ich im Schlaf nicht abgebrannt bin. Beides taute fürs Erste Hände und Gesicht wieder auf, die vom Radfahren ganz eingefroren waren.

Der Widerschein des Feuers aus der offenen Ofentür tanzte rot an der Wand und die Blätter meiner großen Fächerpalme schlangen durch den Luftstrom des Gebläses leicht mit. Synchron tanzte ihr riesiger Schatten an der Wand wie ein guter Geist. Sie war die erste Errungenschaft in meiner ersten eigenen Wohnung, ein Prachtexemplar. Manchmal redete ich sogar mit ihr.

An diesem Abend war ich sehr müde und immer wieder sank meine Nase ins Buch, als ich plötzlich bemerkte, dass sich die Zimmertür bewegte. Ich sah mich um. Nichts. Ich las weiter. Doch auf einmal, ich wand mich nochmals um, spazierte unter dem Schatten der Palme an der Wand ein anderer Schatten. Abrupt setzte mich im Bett auf und sah genauer hin. Da erblickte ich ein kleines Männchen, nicht größer als vierzig Zentimeter, wohlbeleibt und mit Halbglatze. Der dicke runde Kopf ging nahtlos ohne Hals in einen hellbraunen Anzug über, welcher sich über seinen Bauch spannte. Selbstsicher und als wäre es das Normalste der Welt stolzierte es, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, durch das Zimmer. Die im Feuerschein blitzenden Brillengläser ließen nicht erkennen, wohin es sah. „Wer bist du?“ fragte ich entgeistert. Es drehte sich zu mir, die Brille blitzte mich an.

„Du kennst mich,“ schnarrte seine Stimme. „Ich war schon oft bei dir. Heute den ganzen Tag.“ „Ich kann mich nicht erinnern, dich schon einmal gesehen zu haben,“ sagte ich erstaunt.“

„Gesehen, gesehen, pa! Warum müsst ihr immer alles sehen! Ich war da, basta! Habe ganze Arbeit geleistet, findest du nicht? Und das war noch nicht alles für heute!“ Das fette Männchen wand sich kurz zu mir, dann spazierte es weiter auf und ab. Mit großen Augen sah ich ihm zu. „Wer bist du?“ fragte ich nochmals.

Wieder drehte es sich zu mir und blitzte mit seiner Brille. „Ich bin das kleine Pech!“ raunzte es streng, verharrte kurz und spazierte wieder. „Du lieber Himmel,“ keuchte ich, griff nach dem Wein und besah das Etikett. Zwölf Komma fünf Prozent, nicht mal ein Viertel fehlte, mit mir war alles in Ordnung. „Das kleine Pech...“ murmelte ich abwesend vor mich hin, während ich zusah, wie es so ganz nebenbei meine Buchseiten verblätterte. Ich schaute ungläubig auf die kleine feiste Gestalt. „Also das Pech habe ich mir anders vorgestellt.“ „Wie denn?“ fragte es. Schwarz groß und hager, he? Finster blickend-huhh!“ Es fuchtelte theatralisch mit den Händen über seinem Kopf, sein Schatten an der Wand glich einer riesigen unbeholfenen Brieftaube. „Alles Klischee, ich bin, wie ich bin, das kleine Pech eben, nicht mehr und nicht weniger.“ „Dann gibt es wohl noch das große Pech?“ fragte ich leise. „Unsinn! Großes Pech...“ schnarrte es und kicherte heiser. Ich konnte es nicht glauben, das kleine Pech lachte. „Meine Liebe,“ klärte es mich mit ernster Miene auf, „das Pech bin ich, nur ich allein. Und je nachdem, wie sehr eure Spezies sich über meine Arrangements grämt, desto mehr wachse ich.“ Es sagte tatsächlich Spezies, wie ein Zoologe. „Natürlich kommt es auch auf meine Kreativität an, das ist alles eine Wechselwirkung. Und in letzter Zeit...“ es klopfte sich mit seiner kleinen fetten Hand an den Kopf, „...wollen die Ideen einfach nicht mehr so raus da.“

„Und bist du auch für größere Dramen verantwortlich, etwa einem plötzlichen Tod oder einem Unfall, kleines Pech?“ „Jjjjein,“ kam es zögernd vom Rand meiner Matratze. „Die Grenze ist fließend, weißt du, eigentlich gibt es keine. Ich habe überall meine Hände mit im Spiel, aber sieh das mal nicht so eng, für den schweren Kummer ist immer noch das Schicksal verantwortlich.“

Unwillkürlich sah ich das Schicksal vor mir: Eine überdimensionale, geifernde, rüdidige Hyäne mit riesigem unersättlichen Maul und hinterlistigen Augen.

...und schon damals in den Lehmhütten zitterte man, wenn es hieß: Das Schicksal schleicht wieder draußen umher... – furchtbar! Ganz zu schweigen vom Elend, welches hager, mit eingefallenen Wangen und Leidensmiene, im Inneren jedoch schadenfroh, seit Jahrhunderten über die Leichen der Schlachtfelder steigt, die Taschen voller Seuchen...

In diesem Augenblick fiel mir ein Stein vom Herzen, das mich – Gott sei Dank – nur das kleine Pech heimgesucht hatte und nicht das Schicksal oder das Elend.

„Du denkst zu viel nach,“ kam es vom Bettrand. Das Pech hatte es sich bequem gemacht. Es lag, die Arme unter den Kopf geschoben, auf meinem Lager und starrte an die Zimmerdecke. Wieso, ich habe doch gar nichts gesagt?“ „Ich kann Gedanken lesen,“ klang es aus den Falten meiner Decke.

„Was hast du nun eigentlich vor, was willst du von mir?“ fragte ich, nun ebenfalls entspannt neben ihm liegend.

„Ach,“ säuselte es „mich etwas an deine Fersen heften, mir gefällt es bei dir. Du ärgerst dich selten, aber wenn ich bei dir erst mal einen Fuß in der Tür hab, jagt ein Verdruss den anderen. Du kannst stolz auf dich sein, du bist eine Herausforderung für mich.“

Der runde Kopf mit der undurchsichtigen Brille wandte sich langsam, wie zufällig zum elektrisch betriebenen Gebläse. „Nein!“ rief ich. „Du willst mich abfackeln, du elender Gnom, manchmal kann ich auch Gedanken lesen!“ Ich sprang aus dem Bett und zog den Stecker aus der Dose. Durch die ruckartige Bewegung meines Aufspringens fiel das fette Männchen von der Decke auf die harten Dielen.

Es klatschte auf, rollte geschickt ab und stand auf. „Undankbare Pute,“ schimpfte es, „beinahe hätte ich mich wohlgefühlt bei dir! Du hättest es so einfach haben können, aber nein, du machst es dir selber schwer. „Einfach sagst du? Was war mit dem Fahrrad heute? Das warst du doch, habe ich Recht? Und die gerissenen Henkel der Einkaufstüten, was war damit? Der verstellte Wecker – alles von dir?“

„Ich habe nicht gesagt, das ich gar nichts mache,“ bellte das Pech. „Für deine Fahrweise zum Beispiel kann ich gar nichts, lediglich der Hundehaufen, in den du beim Fallen gefasst hast, das war ich. Und für heute bin ich noch nicht einmal fertig.“ Das kleine Pech kicherte.

Ich hatte schon Luft geholt, um etwas zu erwidern, als mir die Sinnlosigkeit meines Ärgers bewusst wurde. Außerdem war mein Feuer im Ofen ausgegangen und der Wein mittlerweile alle. „Die Sache mit dem Ofen hast du schon mehrmals gemacht, wird langweilig,“ sagte ich und schnappte mir Feuerhaken und Kohlenanzünder. „Abwarten!“ Sagte das Pech, welches es sich auf einem Sitzkissen unter meiner Palme erneut bequem gemacht hatte. Ich hockte vor dem Ofenloch und versuchte, das Feuer wieder zum Lodern zu bringen. Der Aschekasten quoll auch schon über. Also zog ich ihn heraus und griff nach dem Ascheeimer. Der war leider auch voll, und da die Asche noch glühte und vor sich hin rußte, beschloss ich, beides zum Abkühlen vor meine Wohnungstür in das eisige Treppenhaus zu stellen. Das tat ich dann auch, zog aber aus einem mir bis heute unerklärlichem Grund die Tür hinter mir zu. Da stand ich nun barfuß mit meiner Asche, wie das Mädchen mit den Schwefelhölzchen. Aber nicht so schlimm, das kleine Pech konnte mir doch öffnen, dachte ich froh und klingelte. Ich klingelte nochmals. Keine Schritte im Flur. Sicher war es eingeschlafen, ich musste lauter machen. Mit aller Kraft trat ich an die Tür. Einmal. Noch einmal. Wieder und wieder, bis durch den Krach alarmiert die Nachbarn heraustraten, vermutlich war ich lauter als ihr Fernseher. Sie versuchten mich zu beruhigen und riefen letztendlich den Schlüsseldienst. Damals hatten nur zwei Wohnungen im Haus ein Telefon, aber immerhin gab es Telefone, zum Glück für mich. Inklusiv Nachtzuschlag öffnete mir der Schlüsseldienst schließlich für einhundertdreißig Mark die Tür in weniger als einer halben Minute. Das kleine Pech lag immer noch bäuchlings auf dem Sitzkissen und las. „Wie war das?“ fragte es, ohne aufzublicken. „Nicht der Rede Wert,“ log ich. „Das glaub ich dir nicht, du ärgerst dich, oder?“ „Nur, weil der Wein alle ist.“ Ich ließ mich auf mein Lager fallen. „Bleib von mir aus hier, aber ich muss schlafen.“ „Du nimmst mich nicht ernst, wie? Hörst mir nicht mehr zu?“ Es lamentierte fürchterlich. Im Halbschlaf sah ich wie das kleine Pech vor mir mit der blitzenden Brille herumsprang. „Wie du willst,“ rief es hysterisch, „ich kann auch anders!“ Es grinste breit. „In meiner Hosentasche habe ich Blattlauseier!“ Und das letzte Wort ließ das Männchen wie flüssige Schokolade über die Zunge gleiten. Im Schattenbild an der Wand bewegte die Palme ihre mächtigen Blätter wie Klauen über dem feisten Pech, welches immer noch wie ein kleiner Buddha auf dem Sitzkissen saß. „Nein,“ murmelte ich schlaftrunken, „lass sie aus dem Spiel, sie merkt, wenn man ihr Böses will, sie ist nachtragend.“ und ich sah zum Schattenbild der Palme an der Wand, welches gespenstisch die gezackten Blätter wie die Zähne eines Raubtiermauls um das Männchen kreisen ließ. „Was will sie mir, sie ist – Kraut in deinen Gedanken, mehr nicht.“ Selbstzufrieden saß das Pech auf dem Kissen, fett und allwissend. Sein Schatten sah aus wie ein Kloß mit einer Kirsche als Kopf, über dem sich ein hungriges Maul die Lefzen leckt...

Das Folgende habe ich nur als Schattenspiel, ähnlich eines Scherenschnittfilmes in Erinnerung:

„Ich lege Blattlauseier,“ schnarrte das Stimmchen, du hängst doch an ihr, oder?“

„Vergreif dich nicht an ihr, kleines Pech, sie ist wehrhaft!“ „Du spinnst, das hat der Wein gemacht.“ Das Männchen lief im Hopselauf um die Pflanze. Ich sah, wie das Schattenbild der Palme riesenhaft tanzend mit spitzen Zähnen plötzlich das Pech ergriff und in ebenmäßigen, majestätischen Bewegungen verschlang. Als Verdickung im Pflanzenstiel rutschte es immer tiefer, bis es verschwand. Es war geisterhaft still im Zimmer. „Ich hatte dir doch gesagt, dass mit der ihr nicht zu spaßen ist,“ murmelte ich und schlief gnadenlos ein.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne des Februars auf den frisch gefallenen Schnee. Die Straßen waren leicht überfrozen, deshalb fuhr ich mit dem Bus zur UNI.

Ich saß in der Nähe der Fahrerkabine, von meinem Platz aus konnte ich im Rückspiegel das Gesicht des Fahrers sehen: ein feistes, rundes Gesicht mit blitzenden Brillengläsern. Ich konnte nicht erkennen, wohin sie sahen, aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich anstarrten. Wie kann jemand so selbstsicher lenken und mich gleichzeitig anstarren, dachte ich.

Wir näherten uns der Haltestelle, an der ich aussteigen musste, langsam stand ich auf und ging nach vorn.

Als der Bus quietschend hielt, öffnete ich kurz die Glastür der Kabine. „Was tust du hier?“ fragte ich. „Na, meine Arbeit, gute Frau,“ lachte er schnarrend, so dass sein dicker Bauch bebte. Nun, das hätte ich mir eigentlich denken müssen. Ich grinste zurück und stieg vergnügt hinaus ins Sonnenlicht.